

Jens Harzer ist der Mörder im Smoking

Der Star-Schauspieler gibt den Macbeth in der gefeierten Bochumer Inszenierung. Das einmalige Gastspiel im Kurtheater Baden ist Pflicht.

Interview: Daniele Muscionico

Drei Menschen im Smoking spielen «Macbeth», das legendäre Stück über einen mittelalterlichen schottischen Heerführer, der zum Massenmörder wird. Die Inszenierung von Johan Simons klingt wie eine verwegene Abstraktion, was steckt dahinter?

Jens Harzer: Das Stück handelt von einem Menschen, der von den Möglichkeiten infiziert ist, seine Macht zu erweitern oder überhaupt zu Macht zu gelangen. Der bloße Gedanke an diese Möglichkeit schafft in ihm diese inneren Gespenster, für die das Stück berühmt ist.

Innere Gespenster? Bei Shakespeare handelt es sich um leibhaftige Hexen.

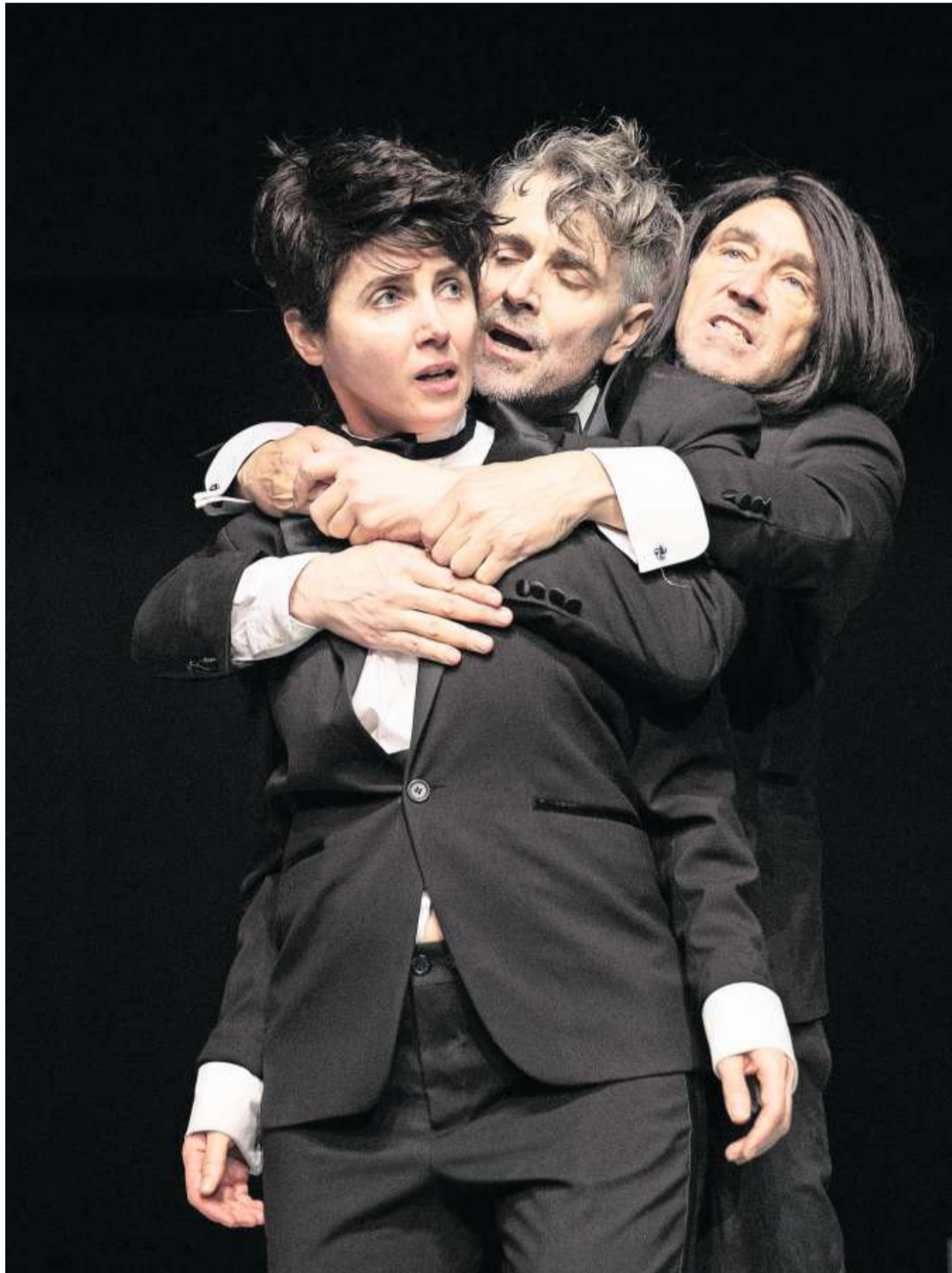
Ja, sie sind vielleicht Ausdruck oder Widerschein seines inneren Wollens; am Ende liegt Mabeths Schottland in Schutt und Asche. Er hat sich Hand in Hand mit den Hexen und seiner Frau in die Ausweglosigkeit hinein verwandelt.

Hexen heute, ist das Facebook, sind das Influencer, Whistleblowerinnen? Wie stellt man sie dar, gender- und politisch korrekt?

Keine Ahnung. Ich denke, es war zu allen Zeiten schwer, die Hexen zu begreifen. Der brodelnde Hexenkessel ist jedenfalls nicht die Lösung. Jede Inszenierung muss sich mit der Frage beschäftigen: Wie stellt man sich zu diesen treibenden Kräften, die nur dreimal auftreten, aber den unheimlichen Untergrund des Stücks bestimmen? Die Engländer trauen sich bis heute nicht, das Stück «Macbeth» zu nennen, sie bezeichnen es als «The Scottish Play».

Die Sprüche der Hexen seien echte Zauberformeln, heisst es.

Ich glaube, es ist so, dass man in England den Namen Macbeth nicht laut aussprechen soll, allein der Name bringe Unglück. Shakespeare hat ja ähnliche, die Psyche



Ein Trio infernale: Marina Galic, Jens Harzer (Mitte) und Stefan Hunstein.

Bild: Armin Smalovic

eines Menschen zerschneidende Stücke geschrieben, «Othello» oder «König Lear». Doch bei «Macbeth» scheint ein irgendwie noch anderer magischer Untergrund dazuzukommen.

Wie stellt sich die Inszenierung von Johan Simons zu diesem Magischen, Alchemistischen?

Wir spielen das Stück ja nur zu dritt, und letztlich erzählen wir das Ganze in gewisser Weise aus der Sicht der Hexen, sie sind der Anfangspunkt für alles. Mit Stückbeginn sind die Hexen mit Macbeth und Lady Macbeth schon vereint, wenn man es metaphorisch ausdrücken mag, sind zu einem Korpus geworden. Aber der magische Unterstrom

liegt einzig in der Sprache, wir bebildern nichts.

Das Hexische wäre also etwas wie der Untergrund, eine Art von Tiefenströmung in uns allen?

Ja, vielleicht. Die Hexen sind ohne Grund, sie sind da. So ist das. Ich weiss es auch nicht. Aber alles, was mit Macbeth und

seiner Frau passiert, läuft über die Sprache und durch die durch Sprache ausgelösten Gedanken. Diesen Punkt nimmt unsere Aufführung sehr ernst, bei aller grotesken Komik.

Sie verhandeln einen Massenmord, aber offenbar in einer relativ kargen Salonatmosphäre. Wollen Sie Ihrem Publikum keine Gewalt zumuten, uns schonen?

Salonatmosphäre? Das nun nicht. Schonen? Keinesfalls, aber Johan Simons hat zu Recht eine grosse Skepsis gegenüber Darstellungen von Gewalt auf der Bühne. Unsere Welt ist voller Grausamkeiten, und es wäre sehr leicht, aus Macbeth einen Herrscher oder Potentaten dieser Zeit zu machen. Das hat uns nie interessiert. Man sieht bei uns kein Schlachtgetümmel, keine Militärrüstungen und kein fernes Schottland. Es ist sozusagen ein von den Hexen ausgehender säkularisierter Macbeth mit den Mitteln des Theaters und der Sprache. Wir drei sind uns selber die Gegner.

Von den Dreien sind Sie sich der schärfste Feind: Als Macbeth spielen Sie auch König Duncan, den Sie ermorden. Sie meucheln sich auf der Bühne selbst?

Wenn man Macbeth nur zu dritt macht, ist das ja immer eine Gewinn- und Verlustrechnung. Und die Verlustrechnung ist erst mal enorm. Man möchte den Mord an König Duncan ganz klar erzählen, aber wie geht das, wenn man das nur zu dritt macht? Man muss also zu einer Lösung kommen, die theatralisch interessant und gleichzeitig nicht lächerlich ist. Wir sind da auf einem schmalen Grat: Wir stellen das Theater sehr in Frage, ohne das Theater in Frage zu stellen.

Sie haben von Bruno Ganz 2019 den Iffland-Ring erhalten. Die Auszeichnung für den «bedeutendsten und würdigsten Bühnenkünstler des deutschsprachigen Thea-

ters». Wie war Ihre Beziehung zu unserem grossen Bühnenstar?

Ach, dieser Ring. Nun gut, mir ist wichtig zu sagen, Bruno Ganz wollte den Iffland-Ring anfangs dem grossen Gert Voss übergeben.

Diese Vorrede entspricht Ihrer Bescheidenheit.

Ich habe Bruno Ganz als jungen Schauspieler an meinem Heimattheater, den Münchner Kammerspielen, in einer Botho-Strauss-Uraufführung kennengelernt. Und später haben wir den Kontakt weiter gehalten und uns immer wieder mal gesehen und ausgetauscht. Er war ein scheuer Mensch, ich bin auch zurückhaltend, also gab es da vielleicht eine Art Verbundenheit. Sein Spiel war still und in sich gekehrt, das trifft sich zum Teil auch mit meinem Verständnis von Theater.

Der Iffland-Ring, den Sie tragen, wird testamentarisch vererbt, was bedeute die Auszeichnung für Sie?

Ich trage ihn natürlich nicht, um Himmels willen. Ich rede eigentlich ungern darüber, er hat für mein Leben keine grosse Bedeutung. Das Besondere an ihm ist, dass er nicht von einer Jury, sondern von einem Menschen an einen anderen weitergegeben wird. Die Übergabe findet mit dem Tod statt, das ist das Eigentümliche an der ganzen Sache.

Mit diesem Ring wird einem auch gesagt: «Du bist sterblich». Sie waren in den letzten Jahren durch eine lebensbedrohende Krankheit mit dem Tod konfrontiert. Wie geht es Ihnen heute?

Mir geht es gut, ich erfreue mich der Dinge. Wenn man eigene Kinder hat, sieht man ja auch: Das Leben geht weiter. Man darf bloss nicht in sich selbst versinken und sich allzu wichtig nehmen.

Kurtheater Baden
20. November.

Lüsterne Unternehmer und düstere Geheimnisse

Den neuen Krimi von Peter Weingartner lanciert ein toter Immobilienhai. Der Ermittler dringt tief in eine heikle Familiengeschichte ein.

Arno Renggli

Schon wieder findet er eine Leiche. Wer Krimis des Triengers Peter Weingartner gelesen hat, kennt auch Pensionär Melchior Kaufmann, Spaziergänger und Aufstöberer von Mordopfern. Dieser Running Gag führt gleich in Weingartners Erzählstil ein. Wo eine gewisse Grundironie herrscht. Wo Wort- und Gedankenspiele reichlich Platz finden.

Auch Gedanken über das Leben. Melchior etwa, wörtlicher Einzelgänger, ist diesmal mit neuer Freundin unterwegs. Und weiss nicht so recht, wie nahegehend er diese Beziehung will. Seine Freiheit ist ihm wichtig, er



Peter Weingartner.

Bild: svz

bedauert, dies nicht schon früher im Leben erkannt zu haben. Und so setzt Weingartner seinen Figuren wunderbare Sätze ins Gehirn wie: «Gibt es keine Abkürzung zu Altersweisheit?»

Plötzlich sind die Angehörigen verdächtig

Aber die Leiche kann nicht ignoriert werden, die Krimistory entspinnt sich. Gemächlich, wie immer bei Weingartner. Sein aus fünf früheren Fällen bekannter Held Anselm Anderhub, schrulliger Vertreter der Kapo Luzern mit überraschenden Teamplay-qualitäten, untersucht den Mord am bekannten Surseer Immobilienunternehmer. Und will

weitere verhindern. Denn in die Leiche geritzte Zeichen suggerieren eine drohende Serie.

Allerdings gilt der nächste Anschlag einem bereits Toten: Das Grab des Firmengründers und Mordopferschwiegervaters wird geschändet. Die familiäre Vergangenheit entpuppt sich als Motiv. Dunkle Geheimnisse zeigen langjährige Zerrüttung. Und nicht schönreden lässt sich: Es lag am Hang der nun toten Patrons zu jungen Frauen. So ist der Verdächtigenkreis unter den Angehörigen zu suchen, die ihre je eigenen Konsequenzen gezogen haben. Und während bei früheren Krimis Weingartners Opfer und Angehörige emotional be-

rührten, sind die Sympathien diesmal ganz auf Seiten der Ermittler.

Der Held bleibt sympathisch

Auch dieser Krimi von Peter Weingartner verbindet bodenständige Polizeiarbeit mit der mäandrierenden Gedankenwelt seiner Protagonisten. Allen voran Anselm Anderhub lässt sich nur zu gerne ablenken, um sich Beobachtungen und Reflexionen zu widmen, die von Detail zu Detail oder zum grossen Ganzen schweifen. Oder um sich eine Nussstange zu besorgen. Denn auch dem Leiblichen bleibt er wohlgesonnen. Wie im-

mer spielt das dörfliche Leben um Sursee mit seinen zwischenmenschlichen Eigenarten eine wichtige Rolle. Und die Landschaften zwischen Agglo und Napf, deren Faszination zu präsentieren, vor allem Spaziergänger Melchiors zentrale Aufgabe ist. Neben den Leichenfunden natürlich.

Peter Weingartner: Wurmstichig. Edition 8, 280 Seiten. Lesung mit dem Autor: 4. Dezember, 19.30 Uhr, Forum Triengen, Eintritt frei.

